

Verachte nicht den Tod, sondern befreunde dich mit ihm, da auch er eines von den Dingen ist, die die Natur will.

Marc Aurel (Philosoph und Römischer Kaiser, 121 – 180)

Den Sonntagmorgen verbrachte Saskia Ohmert damit, handschriftliche Notizen ihres Chefs in elektronische Patientendateien zu übertragen. Während der Woche war so viel zu tun gewesen, dass sie dafür keine Zeit gefunden hatte. Solche Überstunden machten ihr nichts aus, der Chef zahlte gut dafür. Doch heute ging ihr die Arbeit nicht so leicht von der Hand wie sonst. Saskia stand ein schwieriger Termin bevor, sie war angespannt. Als sie um halb zwei die Praxis verließ, blieben ihr noch anderthalb Stunden bis zu dem Treffen.

Zu Hause auf dem Bett lag die neue Unterwäsche, das kobaltblaue Kleid hing auf einem Bügel neben dem Spiegel. Die Verabredung hatte Saskia selbst arrangiert, jetzt musste sie alles richtig machen. Ihre Lippen bemalte sie mit einem kühlen Rosa. Mehrmals musste sie den Stift neu ansetzen, um eine saubere Kontur zu ziehen. Sie war nervös, doch sie meisterte die Situation. Um in Ruhe die Straßenbahn zu erreichen, trat sie rechtzeitig in den Hausflur und schloss die Tür zweimal ab. Schon lange wünschte sie sich eine größere Wohnung.

Für den Weg zur Haltestelle hatte sie acht Minuten eingeplant. Keinesfalls durfte sie abgehetzt zum Treffen erscheinen, schon gar nicht bei dieser Hitze. Im Schaufenster der Apotheke, an der sie vorbeiging, zeigte ein elektronisches Schriftband die Wetterdaten an: sechsendreißig Grad Celsius, dreiundfünfzig Prozent Luftfeuchtigkeit. Ein Hochdruckgebiet lag seit Tagen unverändert über dem Rheinland.

Wie so oft in den letzten Wochen musste Saskia an eine Quizshow denken, die erfolgreich im Fernsehen lief. Dort konnte man in kurzer Zeit eine riesige Summe Geld gewinnen. Sie hatte darüber nachgedacht, sich als Kandidatin zu bewerben. Aber sie machte sich nichts vor: Ihr Allgemeinwissen war eher dünn. Umso mehr Hoffnung setzte sie in das anstehende Gespräch. Wenn es gut lief, würde sich Saskias Leben ändern – radikal und positiv.

An der Haltestelle wartete außer ihr niemand. Sie setzte sich in die mittlere der drei Plastikschalen unter der Überdachung aus Plexiglas. Diskret hob sie einen Arm und roch an ihrer Achselhöhle. Es ärgerte sie, so stark zu schwitzen. Als sie aufblickte, merkte sie, dass ein Mann in einem offenen Sportwagen sie

beobachtete. Sie sah zu ihm hinüber, er grinste. Hinter seiner breiten Sonnenbrille ließen sich die Augen nicht erkennen. Sein Mund gefiel ihr, sie lächelte. Die Ampel sprang auf Grün. Bevor der Mann losfuhr, hob er grüßend die Hand. Saskia lächelte immer noch und schaute dem Auto nach. Einen Moment lang überlegte sie, sich das Nummernschild zu merken. Im Straßenverkehrsamt arbeitete eine Freundin, die ihr schon öfter die Namen von Fahrzeughaltern herausgesucht hatte. Doch jetzt, genau in dem Moment, als sie dem Sportwagen hinterher blickte, fasste Saskia einen Entschluss: Nie wieder wollte sie auf solche Weise den Kontakt zu einem Mann herstellen. Das Treffen, das jetzt vor ihr lag, erschien ihr bei weitem aussichtsreicher.

Die Bahn kam pünktlich. Im menschenleeren Waggon setzte Saskia sich weit hinten auf einen Einzelplatz. Auf ihrer Arbeitsstelle brauchte sie gute Umgangsformen. Sie wusste, was sich gehörte und was nicht. Eine Straßenbahn ist kein Ort für Körperpflege, dachte sie und fand gleich darauf eine Entschuldigung für das, was sie vorhatte. In diesem besonderen Fall musste es eine Ausnahme geben. Saskia beugte sich hinunter, ihr Oberkörper verschwand hinter der Rücklehne des Vordersitzes. Aus ihrer Handtasche zog sie einen Glasflakon und besprühte sich die Achseln. *Sensual Rose* hieß ihr Deo, Sinnliche Rose. Sie hatte es wegen des Namens gekauft.

Als die Bahn die Königsallee querte, stand Saskia auf und ging zur nächsten Tür. Auf der Westseite des Boulevards standen nur wenige hundert Meter voneinander entfernt drei Luxus-Hotels. Das mittlere galt als das exklusivste, dort war Saskia an diesem Nachmittag verabredet. Sie stieg aus und strich mit beiden Händen ihr Kleid zurecht. Es war nicht zu kurz für den Anlass, der Saum endete einige Zentimeter über dem Knie.

Die Silhouette betone ihren graziösen Körper, hatte die Verkäuferin in der Boutique gesagt, für sie sei dieser Etui-Schnitt ideal.

Saskia gefiel der Gedanke, in ein Etui gehüllt zu sein. Nur was wichtig und wertvoll ist, steckt man in Etuis. Goldketten zum Beispiel oder Juwelen. Sie hatte keinen Schmuck angelegt, vom Anblick der blauen Seide sollte allein ihr Gesicht

ablenken. Wegen der Hitze hatte sie zunächst überlegt, auch auf Strümpfe zu verzichten. Aber jetzt trug sie doch welche, hauchdünn und halterlos. Eilig überquerte sie die Straße, das Kleid rutschte nach oben. Sie beließ es dort, die Blicke fremder Männer auf ihren Beinen amüsierten sie.

Zum ersten Mal in ihrem Leben würde sie den *Weidenwälder Hof* betreten. Bei ihren Vorbereitungen hatte sie sich im Internet belesen, die Prinzen-Suite lag in der ersten Etage. Ein Angestellter in Uniform und Melone stand vor dem Portal. Er wünschte Saskia einen guten Tag und hielt ihr die Glastür auf. Sie grüßte zurück. In ihrem Kopfnicken lag freundliche Arroganz, die Stars auf dem roten Teppich machten das auch so.

Elfenbeinfarbener Marmor kleidete Böden und Wände der hohen Halle aus. Saskia zählte die Schritte mit, die sie bis zum Empfangstresen zwischen den Alabastersäulen brauchte, es waren einunddreißig. Der Rezeptionist schien schon älter zu sein. Er wandte Saskia den Rücken zu, denn er war dabei, Briefe in Fächer an der Rückwand zu sortieren.

Sie stellte sich nah an den Tresen. »Guten Tag.«

Mit ruhiger Bewegung drehte er sich um. Auf seinem Namensschild stand *Wolfgang Schachtschneider*. »Guten Tag, die Dame. Bitteschön?«

»Herr Morten erwartet mich in der Prinzen-Suite.«

»Gern.« Seine Miene blieb neutral. Er griff zum Telefon und wählte eine kurze Nummer.

»Herr Morten, Ihr Gast ist eingetroffen.«

Ich bin sogar beim Personal angekündigt, dachte Saskia und freute sich.

»Unser Hausdiener führt Sie hin, gnädige Frau.«

»Nein, danke«, sagte sie schnell. »Das ist nicht nötig.«

Unzählige Male hatte sie sich diese Situation vorgestellt: ihr Aufstieg in die Prinzen-Suite. In all den Bildern, die sie sich ausgemalt hatte, war kein Hausdiener vorgekommen. Dabei wollte sie niemanden an ihrer Seite haben. Diese Treppe musste sie allein hinaufschreiten.

Der Rezeptionist lächelte professionell. »Wie Sie wünschen«, er deutete nach oben. »Auf der Galerie nach rechts.«

»Vielen Dank.« Saskia wandte sich ab und ging auf die Freitreppe zu. Wieder zählte sie ihre Schritte, das gab ihr ein Gefühl von Sicherheit. Auch die Stufen bis zum Galeriegeschoss wollte sie zählen.

An der Wand zwischen Rezeption und Treppe hingen ein paar Gemälde. Saskia verstand nicht viel von Kunst. Auf einem der Bilder stand eine Frau in einem schwarzen Kleid. Sie schaute stolz und hatte ihre rechte Hand in die Taille gelegt, zwischen Daumen und Zeigefinger steckte eine Orchidee. Das Bild gefiel Saskia, aber sie war zu nervös, um es länger zu betrachten. Sie erreichte die Treppe und begann ihren Aufstieg. In halber Höhe, nach zweiundzwanzig Stufen, stellte sie sich nah ans Geländer und sah hinunter zur Rezeption. Sie legte ihr Haar hinter beide Schultern zurück und streckte den Rücken. Der Mann an der Rezeption schaute kurz zu ihr hoch, dann widmete er sich wieder einem Gast, der vor ihm am Tresen stand. Es kam ihr so vor, als ob der Rezeptionist leicht die Augen zusammengekniffen hatte, um sie besser sehen zu können. Saskia kannte ihre Wirkung auf Männer, aber noch nie hatte sie für einen Mann etwas getan, was sie nicht auch selbst gewollt hätte. Ein Unbehagen überkam sie. Was, wenn Kyrill Morten unsympathisch war oder abstoßend oder sogar pervers? Wenn sie schon im ersten Moment das Gefühl haben würde, dass sie beide nicht zueinander passten? Dann würde sie ihm das Geschäft eben nicht vorschlagen. Sie würde sich nicht verkaufen. Lieber würde sie weiter in ihrem Praxisjob arbeiten und auf die nächste gute Gelegenheit warten.

Sie erreichte die Galerie und ging nach rechts, dort wies ein Messingschild den Weg. Die Pforte der Suite war breiter als die Türen der übrigen Zimmer. In Augenhöhe prangte ein Klopfring, Saskia betätigte ihn kurz.

Ein Kellner öffnete. »Bitteschön, die Dame.«

»Danke«, ihre Stimme war belegt, Saskia räusperte sich.

Im Flur zwischen Vorraum und Salon kam ihr Kyrill Morten entgegen. Er war nicht besonders stattlich, nur ein paar Zentimeter größer als sie selbst, dennoch eine

eindrucksvolle Erscheinung. Ihr fiel auf, dass er im Gegensatz zu den meisten Männern seines Alters nicht einmal den Ansatz eines Bauchs hatte und die Schultern bemerkenswert gerade hielt. Graumeliertes Haar, dunkelblauer Anzug, in seinem Äußeren so vollendet wie in seinen Umgangsformen. Seine Hand fühlte sich warm und fleischig an. Saskia beschloss, ihn zu mögen.

»Frau Ohmert, machen Sie mir die Freude und nehmen Sie einen Earl Grey mit mir?«

Seine Stimme erschien ihr sanfter als noch vor ein paar Tagen am Telefon. Sie antwortete nicht gleich, denn sie wusste nicht, was Earl Grey war. Irgendwie brachte sie diesen Begriff mit Alkohol in Verbindung. Vielleicht sollte sie lieber um ein Glas Wasser bitten, auf keinen Fall durfte sie beim ersten Treffen beschwipst sein. Neben Morten betrat sie den Salon der Suite und stellte erleichtert fest, dass es sich offenbar um Tee handelte, den er ihr anbot. Flache Tassen und eine niedrige Silberkanne standen auf dem Tisch.

»Sehr gern«, ihre Antwort kam noch rechtzeitig.

Die Sitzpolster waren mit dem gleichen hellgrünen Brokat bezogen, aus dem auch die Vorhänge bestanden. Saskia hätte sich gern länger umgesehen, doch das schien ihr unpassend. Sie nahm Platz. Der Kellner schenkte Tee ein und servierte Mandelgebäck, dann verließ er die Suite. Morten rückte seinen Sessel so, dass er Saskia genau gegenüber saß.

Der Moment, von dem so viel für sie abhing, war gekommen. Während der ersten Lebensmonate hatte sie in einer Sozialbaracke gewohnt. Daran konnte sie sich nicht mehr erinnern, doch allein die Tatsache kränkte sie noch immer. Ihr Vater hatte ihre Mutter während der Schwangerschaft verlassen.

»Hoffentlich wird das nicht auch so eine Schlampe wie du«, hatte die Großmutter gesagt, als ihre Tochter das neugeborene Mädchen zum ersten Mal stillte.

Saskias Mutter wehrte sich nicht gegen die kränkenden Worte. Mit derartigen Verletzungen war sie groß geworden. Bald nach Saskias Geburt lernte sie einen neuen Mann kennen. Er war Angestellter einer Textilreinigung und ein aufrechter Mensch. So wuchs Saskia in der gesicherten Kleinbürgerwelt ihres Stiefvaters

heran. Im Alter von zwölf Jahren beschloss sie, mehr aus sich zu machen. Viel mehr. Auf den Besuch einer Höheren Schule verzichtete sie. Ihr Talent lag mehr im Praktischen, genauer gesagt im Umgang mit Menschen. Sie durchschaute Persönlichkeiten schnell und passte sich ihnen an. Das war nützlich in ihrem Beruf und sollte ihr auch jetzt im Gespräch mit Kyrill Morten zugute kommen. Seine graubraunen Augen waren klein und passten nicht recht zu dem hervorstehenden Kinn und der ausdrucksstarken Stimme. Im Internet hatte Saskia gelesen, dass er einundsechzig Jahre alt war. Für dieses Alter erschienen seine Wangen zu flächig.

Wahrscheinlich hat er sich liften lassen, dachte sie und bemerkte, wie er es vermied, ihr auf die Beine zu sehen.

Er richtete seinen Blick auf einen Punkt oberhalb ihres Kopfes. Vermutlich hatte er sich das so angewöhnt im Umgang mit Frauen, die er nicht näher kannte. Sein Verhalten wirkte unverfänglich und dabei stilsicher. »Sagen Sie, Frau Ohmert, wie haben Sie überhaupt von mir erfahren?«

Genau mit dieser Frage hatte Saskia gerechnet, ihre Antwort kam selbstsicher. »Ich habe den Verein im Internet gefunden.«

Sie nahm einen Schluck und unterdrückte eine Reaktion von Abscheu. Das Aroma des Earl Grey erinnerte sie an überparfümierte Seife. Doch davon ließ sie sich nicht irritieren. Sie würde hier sitzen bleiben und die Tasse austrinken und das Gespräch führen, genau wie sie es sich vorgenommen hatte. Durch ihre dünnen Strümpfe fühlte sie den Samt des Sesselbezugs. Sie presste ihren Rücken stärker gegen die Lehne, so fühlte sie sich sicherer. Wenn sie so saß, reichte das Kleid bis zur Mitte ihrer Oberschenkel.

Morten rührte im Tee. »Aus dem Internet also. Darf ich Sie fragen, welche Suchbegriffe Sie eingegeben haben?«

»Ja sicher«, sagte sie arglos. Morten sollte schnell begreifen, worum es ihr ging.

»Ärztlich assistierter Suizid. Da stand, Sie bieten das in Holland bei *Pro Digno* an. Und hier in Düsseldorf halten Sie Beratungen ab.«

Sie beobachtete ihn. Umsichtig stellte er die Tasse beiseite und legte seine Ellbogen auf die Armlehnen. Dann faltete er die ausgestreckten Finger vor der Brust. Sein Kinn stützte er auf die Kuppen der Mittelfinger. Diese Geste kannte Saskia aus dem Fernsehen. Noch nie war ihr ein Mensch begegnet, der sich im richtigen Leben so aufführte. Sein Verhalten schien ihr aufgesetzt. Sie überlegte, ob er womöglich unsicherer war als sie selbst.

Sein Ton wurde belehrend. »Das Wort ›anbieten‹ ist hier wohl fehl am Platz. Wir sind zwar Dienstleister, aber nicht im üblichen Sinne. Unser Verein *Pro Digno* vermittelt schwer leidenden Menschen eine professionelle Hilfestellung.

Menschen, deren Qualen unermesslich grausam sind und deren Elend die deutsche Gesetzgebung ignoriert.«

Saskia nickte verständig. »So meine ich das auch. Wir haben in der Praxis immer wieder Patienten, die furchtbar leiden müssen, und hier in Deutschland darf denen kein Arzt helfen. Nicht mal, wenn sie vor einem Notar unterschreiben, dass sie nicht mehr leben wollen.«

Morten horchte auf. »Ich interpretiere Ihr Anliegen richtig? Sie und Ihr Chef wollen zwischen diesen Patienten und mir einen Kontakt herstellen?«

Er nimmt mich ernst, dachte sie. »Das mit dem Kontakt stimmt, aber ich komme nicht im Auftrag meines Chefs.«

Mortens Erstaunen wirkte echt. »Also weiß Ihr Chef nicht, dass Sie hier sind?«

»Nein. Mein Chef ist sehr religiös. Er denkt, wer sich umbringt, wird von Gott dafür bestraft.«

»Und Sie glauben das nicht?«

»Ich glaube nicht an Gott.«

Nur ein kurzes Zögern. Sein Gesicht blieb reglos. Dann fragte er provokant: »Und woran glauben Sie?«

Doch wieder ließ sie sich nicht beirren. »Ich glaube, dass jeder Mensch selbst entscheiden darf, ob er noch leben will oder nicht. Und dass er ein Recht auf ärztliche Hilfe hat, auch beim Freitod.«

»Also wollen Sie den Kontakt zwischen Ihren Patienten und mir vermitteln, ohne dass Ihr Chef davon erfährt?«

»Richtig.«

»Dann ist das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrem Chef wohl nicht besonders gut?« In seiner Stimme lag leiser Spott.

Du führst mich nicht aufs Glatteis, dachte sie. »Lassen Sie es mich so ausdrücken, Herr Notar: Das Verhältnis zwischen meinem Chef und mir war früher besser.«

Hatte Morten die Botschaft verstanden? Er entgegnete nichts und blickte auf den Boden. Seine Schuhe richtete er parallel zu einer dunkelroten Linie im Teppichmuster aus.

Gleich spricht er über Geld, dachte sie und sollte recht behalten.

»Sie sollen wissen, Frau Ohmert, dass unser Verein völlig unentgeltlich arbeitet. Sowohl für meine ärztlichen Kollegen in den Niederlanden als auch für mich in meiner Funktion als Notar wäre es abwegig, für unsere Dienstleistung Geld zu nehmen. Dies wäre unvereinbar mit unserem Berufsethos. Wenn Sie mir Patienten vermitteln, rechnen Sie bitte nicht damit, dass ich Ihnen irgendeine Provision zahlen werde.«

Nun stellte auch Saskia ihre Tasse ab. Sie legte ihre Unterarme auf die Sessellehnen und war bereit für den entscheidenden Satz. »Aber, Herr Morten. Sie haben doch bestimmt nichts dagegen, wenn die Patienten Ihrem Verein ein wenig Geld spenden? Aus Dankbarkeit, ganz freiwillig natürlich.« Sie hielt ihre Augen auf ihm.

Reglos schwieg er einen Moment, dann fragte er sachlich: »Woher haben Sie diese Information?«

»Intuition«, sie lehnte sich im Sessel zurück.

Wieder fixierte er einen Punkt über ihrem Kopf. »Wer ist Ihr Chef?«

»Das ist nicht wichtig«, sagte sie und merkte selbst, dass ihre Antwort zu schnell gekommen war.

Mortens Blick rückte tiefer, aber noch traf er nicht ihre Augen. »Frau Ohmert. Sie wollen Patienten aus der Praxis Ihres Chefs zu mir vermitteln. Da muss ich ja wohl wissen, mit wem ich es zu tun habe.«

Diesem Argument hatte sie nichts entgegenzusetzen. Wenn sie glaubhaft bleiben wollte, musste sie den Namen nennen. »Dr. Volker Brecht, Allgemeinmediziner. Aber wie gesagt, er braucht nicht zu wissen, dass ich hier bin.«

Morten lächelte. »Sie meinen: Er soll es auch gar nicht wissen?«

»Richtig.«

»Weil es nicht mehr stimmt zwischen Ihnen beiden?«

»Genau. Er hat mein Vertrauen verspielt.«

»Vertrauen«, Morten lehnte sich nun auch im Sessel zurück. »Ein großes Wort.

Kann ich Ihnen denn überhaupt vertrauen, Frau Ohmert?«

»Natürlich«, Saskia erhob sich langsam. »Sie können mir absolut vertrauen.« Sie stellte sich vor ihn hin.

Jetzt sah er ihr in die Augen. Auf einen Wink seiner Hand drehte sie sich um und nahm ihr Haar nach vorn. Das kobaltblaue Etuikleid hatte einen langen Reißverschluss. Kyrill Morten brauchte etliche Sekunden, ihn ganz zu öffnen.

An der Jülicher Straße, neben dem St.-Vitus-Krankenhaus, gab es ein Hospiz.

Dort saß an diesem Abend die Kriminalhauptkommissarin Evelyn Eick am Bett ihres Vaters. Gemeinsam blätterten sie in einer Broschüre über Grabsteine.

Johannes Eick hatte seine Tochter ausdrücklich darum gebeten, diesen Prospekt mitzubringen. Nach seinem Tod wollte er seine Kinder nicht ratlos mit den Fragen der Friedhofsgärtner allein lassen. Lieber entschied er selbst noch, wie sie sein Grab gestalten sollten. Johannes war sich seines Zustands bewusst, falsche Hoffnungen hatte er sich nie gemacht. Immerhin war sein körperliches Befinden seit ein paar Tagen stabil. Er schlief viel. Die Schmerzmitteldosis musste nicht erhöht werden, doch die Konturen seines Schädels traten deutlicher hervor. Das

warme Gelb der Bettwäsche konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er bald sterben würde.

»Macht es euch gefälligst einfach, das kann ich ja wohl von euch verlangen«, Johannes zeigte grinsend auf ein Foto. »Guter Marmor, ein bisschen Efeu und manchmal ein frischer Blumenstrauß. Edel und pflegeleicht, so will ich das haben.«

»Ist gut, Papa«, Evelyn fasste seine Hand.

Sie bewunderte ihn dafür, wie selbstverständlich er den nahenden Tod nahm. Mit neunundsechzig Jahren hatte er Lungenkrebs bekommen. Trotz Operation und Chemotherapie schritt die Krankheit rasch voran, sieben Monate nach der Diagnose erschienen Hirnmetastasen auf den Röntgenbildern. Doch er blieb klar im Kopf, behielt seinen Humor und jammerte nicht. »Wer Angst vorm Tod hat, der hat auch Angst vorm Leben«, sagte er oft.

Das Fenster zum Garten stand offen, der Abend brachte einen leichten Wind.

Johannes wollte schlafen, er reichte seiner Tochter die Prospekte zurück.

»Bestell mir einen weißen Stein, darauf dunkle Schrift. Und nur mein Name mit Geburtsjahr und Todesjahr. Bloß kein Spruch oder so was.«

»Ja sicher«, sie strich ihm über die Stirn. »Bis morgen, Papa.«

Er lächelte. »Sieh zu, dass du heile nach Hause kommst. Und mach dir keine Sorgen um mich, mir kann nichts mehr passieren.«

An der Zimmertür sah sie sich noch einmal nach ihm um, er hatte die Augen bereits geschlossen. Evelyn trat leise auf den Flur und ging langsam in Richtung Ausgang. Eigentlich passte diese Langsamkeit nicht zu Evelyn, aber seit sie von Johannes' Krebs wusste, zwang sie sich zu größerer Ruhe – zumindest nach außen hin. Sie wollte die Hektik ihres Berufs nicht ins Hospiz mitbringen.

Als sie nach draußen trat, schaute sie in den Himmel. Das machte sie immer so, wenn ihr Tränen kamen. Drinnen bei Johannes weinte sie nicht, weil er das nicht mochte. In der Öffentlichkeit weinte sie nicht, weil sie sich dafür geschämt hätte. Nur in ihren eigenen vier Wänden konnte sie trauern.

Vom Hospiz bis zu ihrer Wohnung in der Bankstraße waren es siebzehnhundert Meter, sie hätte den Weg in einer guten Viertelstunde mit normalen Schritten zurücklegen können. Aber gerade wenn sie aus dem Hospiz kam, sehnte sie sich nach schneller Bewegung, also joggte sie los. Die ersten Minuten empfand sie jedes Mal als unangenehm, dann hörte der Druck im Brustkorb auf, sie kam vorwärts. Die Wärme des Tages staute sich zwischen den Häuserzeilen, trotzdem erreichte Evelyn ihr gewohntes Tempo.

Eine Fußgängerampel stand auf Rot. Als die Ampel umsprang und sie weiterlaufen wollte, vibrierte das Handy in ihrer Hosentasche. Sie nahm den Anruf entgegen.

»Hallo, Frau Eick«, sagte der Leitende Kriminalhauptkommissar Gregor Gercke.

»Die Amtsärztin von der Zweitschau hat gerade angerufen.«

Evelyn reagierte erstaunt. »Sonntagabends um zehn?«

»Die machen Überstunden wegen der vielen Hitze-Toten. Und nun gibt's da irgendwas Auffälliges. Übernehmen Sie das bitte?«

Evelyn war noch verabredet, sie würde ihrem Bruder Bescheid geben müssen, dass sie später kam. »Ja sicher, Chef. Wissen wir schon Näheres?«

»Nur dass es um eine junge Frau geht. Schauen Sie sich das bitte kurz an. Wenn was unklar ist, geben Sie den Fall an die Rechtsmedizin. Alles Weitere regeln wir morgen, die Leiche läuft uns nicht weg.«

Gegenüber von Evelyns Haus stand der blaue Golf, den sie erst vor einer Woche gekauft hatte. Das Geld dafür stammte von Johannes, er wollte noch miterleben, wie sich seine Kinder über ihr Erbe freuten. Zum ersten Mal in ihrem Leben besaß Evelyn einen Neuwagen, noch dazu mit über hundert PS. Im Grunde fand sie die große Maschine nicht mehr zeitgemäß. Aber Johannes hatte ihr zu dieser Motorversion geraten. Er wusste, dass sie gern zügig unterwegs war.

Im Wageninneren roch es nach Lösungsmitteln, die die Polster und Kunststoffverkleidungen noch ausdünsteten. Evelyn ließ die Seitenfenster herunter und fuhr Richtung Süden zum Stoffeler Friedhof.

Ob sie wollte oder nicht: Die Gedanken an das, was jetzt auf sie zukam, drängten sich auf. Gercke hatte gesagt, es gehe um die Leiche einer jungen Frau.

Wie jung?, dachte Evelyn. Fünfzehn? Fünfunddreißig? Also in Evelyns Alter? Die meisten Leute bezeichneten das ja noch als jung, obwohl Evelyn selbst sich längst nicht mehr so fühlte.

Es ging in dem vorliegenden Einsatz demnach um eine Frau, die von einer Amtsärztin als jung beschrieben wurde und bei der ein Befund vorlag, der nicht mit dem Totenschein übereinstimmte. Bei solchen Fällen wusste Evelyn nie, was sie erwartete. Wie fast alle ihrer Kollegen hatte sie die Tendenz, lieber einmal zu viel als zu wenig eine Leiche an die Rechtsmedizin zu übergeben. Schließlich wollte sie nicht verantworten, dass Indizien für ein Tötungsdelikt unwiederbringlich in den Flammen verloren gingen.

Als sie sich dem Parkplatz am Bittweg näherte, stand der Geruch von Lindenblüten wie ein überdosiertes Parfüm in der Luft. Die alten Bäume waren kurz vorm Verblühen. Evelyn mochte diesen Duft, doch heute Abend fand sie ihn so intensiv, dass ihr fast übel wurde.

Schon ein paar Sekunden bevor sie die Tür des Krematoriums erreichte, betätigte der Pförtner den elektrischen Öffner.

»Aach, dat verehrte Frau Hauptkommissarin. Immer enns rinn in de jote Stuub.« Evelyn grüßte freundlich zurück. Selbstverständlich wussten die Angestellten hier, was es zu bedeuten hatte, wenn das Gesundheitsamt die Kriminalpolizei zu einer Leiche rief. Aber niemals hätte der Pförtner es gewagt, näher nachzufragen.

Sie ging die Treppe zum Untersuchungsraum hinunter. Beim Neubau des Krematoriums hatte man die Wände bis ins Kellergeschoss mit hellem Holz verkleidet. Doch das Make-up der Räume konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass es hier unten um das Ende ging. Die letzte Dienstleistung der Lebenden an einem Toten, bevor er den Flammen übergeben wurde.

Als Evelyn den Untersuchungsraum betrat, deckte die diensthabende Amtsärztin den Körper eines alten Mannes mit einem Tuch ab. In akzentfreiem Deutsch stellte sie sich als Ayca Alpsü vor. Sie wirkte angespannt und erschöpft. Das künstliche

Licht ließ ihre Falten im Gesicht tiefer wirken, unter der randlosen Brille traten die Augenschatten deutlich hervor. Evelyn schätzte die Ärztin auf Mitte vierzig, aber bei südländischen Typen war sie sich da nie ganz sicher.

»Evelyn Eick, Hauptkommissarin KK 11«, sie zog ihren Dienstausweis aus der Tasche.

Die Ärztin winkte ab. »Glaube ich Ihnen«, sie reichte Evelyn einen langärmeligen Kittel.

Trotz Klima-Anlage durchschlug der Gestank von zersetztem Eiweiß die Luft.

»Brauchen Sie Mundschutz und Menthol, Frau Eick?«

»Nein, danke. Sie schaffen das ja auch ohne.«

Die beiden lächelten sich zu. Evelyn ging weiter in den Raum hinein. »Es geht um eine jüngere Frau?«

Die Ärztin wies auf eines der Stahlfächer. »Ich habe sie wieder hineingeschoben. Sie ist schon seit drei Wochen tot, da kann sie jede Minute in der Kühlung brauchen.«

»Seit drei Wochen schon?«, fragte Evelyn. »Wieso das?«

Die Ärztin schaute auf den Totenschein. »Soweit ich das verstehe, starb sie in ihrem Bett und wurde kurz darauf aufgefunden. Aber die Arbeiter kommen mit den Einäscherungen nicht mehr nach.«

»Weil im Moment so viele Leute sterben?«

»Richtig. Die Hitze macht den Menschen zu schaffen, besonders wenn das Herz schon vorgeschädigt ist«, die Ärztin zog das Kühlfach auf und schob einen Hubwagen darunter. »Die meisten waren alt und hätten sowieso nicht mehr lange gelebt. Die wären spätestens im Herbst mit der ersten Grippewelle gestorben. Und jetzt sind sämtliche Kühlfächer voll.«

»Und deswegen machen Sie Überstunden?«

»Ja. Ab morgen sollen die Öfen dann in drei Schichten arbeiten.« Ayca Alpsü schloss das Stahlfach und rollte die Trage zum Untersuchungsplatz in der Mitte des Raums. Unter dem weißen Laken wölbte sich ein gigantischer Bauch.

»War sie schwanger?«, Evelyn unterdrückte ihr Erschrecken.

»Nein, schwanger war sie nicht. Das ist alles bloß Fett und Verwesungsgas.« Die Ärztin schlug das Tuch zurück und las den Totenschein vor: »Multiple Sklerose im Endstadium. Todesursache zentrale Atemlähmung. Verfettung des Körperstamms als Folge jahrzehntelanger Cortison-Therapie. Natürlicher Tod.«

»Aber Sie haben Hinweise für Fremdeinwirkung?«

»Ja. Schauen Sie sich das mal an«, die Amtsärztin zeigte auf den Nabel, der in der aufgeblähten Bauchdecke fast verstrichen war.

Evelyn beugte sich über die Leiche. Nur noch andeutungsweise konnte sie den ehemaligen Nabelschnur-Ansatz erkennen. Wo zu Lebzeiten die tiefste Stelle des Bauchnabels saß, war die Haut jetzt schwarzviolett verfärbt.

»Ein Bluterguss?«

»Genau. Ein Hämatom im Nabel.«

»Und davon steht nichts im Totenschein?«

»Nichts, was das erklären würde.«

»Könnte sich das auch erst nach dem Tod gebildet haben?«

»Sieht nicht so aus. Das Hämatom ist höchstwahrscheinlich entstanden, als das Blut noch zirkulierte.«

»Und der Arzt, der den Totenschein ausgestellt hat, schreibt dazu nichts?«, fragte Evelyn.

»Vermutlich konnte er das Hämatom nicht erkennen, weil es kurz nach dem Tod noch ganz tief in der Nabelgrube lag. Da hätte er dann schon den Nabel mit einer Taschenlampe ausleuchten müssen, und das macht nun wirklich kein Hausarzt ohne begründeten Verdacht.«

»Wie kann das denn überhaupt so tief im Nabel entstehen?«

Ayca Alpsü atmete hörbar aus. »Ich bin keine Spezialistin. Das sollen sich die Kollegen in der Forensik anschauen.«

»Also dann«, entschied Evelyn. »Die üblichen Formalitäten.«

Gemeinsam füllten sie die Papiere für die Überstellung der Leiche aus. Das Rechtsmedizinische Institut der Universität lag nur ein paar hundert Meter vom Krematorium entfernt.

Evelyn verabschiedete sich. Sie sehnte sich nach frischer Luft, doch draußen hatte es sich während der vergangenen Stunde kaum abgekühlt. Die Lindenblüten verströmten ihren Geruch nach Einbruch der Dunkelheit noch intensiver. Gern hätte sie ein Zigarillo geraucht, aber seit Johannes' Lungenkrebs-Diagnose hatte sie damit aufgehört. Sie stieg in ihren Golf. Es war bald zweiundzwanzig Uhr. Stefan hatte versprochen zu warten.

Während sie auf der Bundesstraße 8 in Richtung Norden fuhr, versuchte sie den Gedanken an die tote Frau abzuschütteln. Durch das offene Wagenfenster verdrängte der Geruch von frisch gemähtem Gras das schwere Aroma der Linden. Die Dämmerung schluckte sanft die letzten Farben des Sommertages. Dieselbe Natur, die junge Menschen an Krankheit und Mord sterben ließ, brachte auch diese Schönheit hervor. Keine fünfhundert Meter neben der Straße erleuchtete der Flughafen den Abendhimmel. Evelyn sah einem Düsenjet hinterher. Es war vermutlich die letzte Maschine für heute, eigentlich hatte das Nachtflugverbot schon begonnen. Beim Anblick der blinkenden Positionslichter überkam Evelyn Wehmut. Im letzten Sommer hatte sie mit Johannes an einer Gruppenreise durch Finnland teilgenommen. Jetzt konnte er sein Bett kaum noch verlassen. Solange er lebte, wollte Evelyn nicht mehr verreisen.

Früh am Morgen machte Evelyn sich ins Präsidium auf, um den Bericht über den gestrigen Einsatz zu schreiben. Um kurz nach acht hörte sie, wie Gercke seine Bürotür öffnete. Dies bedeutete, er war bereit, seine Mitarbeiter zu empfangen. Evelyn druckte das Protokoll aus und ging zu ihm. Wie meistens um diese Zeit saß er über den Intranetseiten des Innenministeriums und las die Mitteilungen an die Polizeibehörden.

Zufrieden nahm er ihren Bericht entgegen. »Und, Frau Eick? Hat die Leiche Sie bis in Ihre Träume verfolgt?«

»Das hätte sie nicht geschafft, Chef. Letzte Nacht musste ich nämlich verdammt schnell schlafen.«

Gercke grinste. »Wie schätzen Sie diese Amtsärztin ein? Glauben Sie, das ist blinder Alarm oder könnte sich das zu einem kapitalen Fall auswachsen?«
Bevor Evelyn antworten konnte, klingelte Gerckes Telefon. Er kannte die Nummer im Display und drückte die Lautsprechtaste, damit Evelyn mithören konnte. Mit Lars Herxheimer, dem Leiter der Rechtsmedizin, war Gercke seit Langem befreundet. Die beiden hatten die gleiche Art Humor, entsprechend fiel ihr Tonfall aus.

»Ich brauche hier schnellstens jemanden von deinen Leuten«, sagte Herxheimer am anderen Ende der Leitung. »Die Kollegin vom Gesundheitsamt liegt vermutlich richtig, wir müssen aufmachen.«

»Gut. Dann schicke ich dir Frau Eick und unseren Jüngsten.«

»War der schon mal hier?«, fragte Herxheimer.

»Nein, er ist ganz neu im Team.«

»Na schön, lass ihn kommen. Hauptsache er kotzt mir nicht in die offene Leiche.«

»Ach, Lars«, entgegnete Gercke ironisch. »Ich schicke meine Leute doch so gern durch deine harte Schule.«

»Du mich auch, Gregor!«, kam es durchs Telefon.

Die beiden Männer verabschiedeten sich herzlich, dann wandte Gercke sich wieder Evelyn zu. »Herr Niemeyer weiß schon Bescheid, dass er Sie heute begleiten darf.«

»Ist in Ordnung, Chef«, Evelyn kam gut klar mit dem jungen Kollegen. Thorsten Niemeyer war Kriminalkommissar zur Anstellung. Erst vor ein paar Wochen hatte er die Fachhochschule für den Gehobenen Polizeidienst absolviert, wo er zu den Jahrgangsbesten gehörte.

Als Evelyn ihn in seinem Büro abholte, kam er begeistert auf sie zu. »Schön, dass wir zusammen eingeteilt sind.«

»Ja, Thorsten«, antwortete sie ruhig. »Dann wollen wir mal.«

Sie hielt den jungen Kollegen für fähig, er ging Probleme systematisch an und konnte analytisch denken. Ansonsten wusste sie noch nicht recht, wie sie ihn einschätzen sollte. Manchmal kam er ihr überehrgeizig vor. Aber das war sie

selbst vermutlich auch gewesen auf ihrer ersten Stelle nach der Hochschule. Für jeden Jungpolizisten kam es zunächst darauf an, sich zu profilieren. Die meisten entwickelten erst später einen inneren Abstand zu den Fällen und wurden gelassener.

Zum Dienst war Thorsten wie immer mit dem Rad gekommen. Deswegen schlug Evelyn vor, für die Fahrt zur Rechtsmedizin ihren Golf zu nehmen. Den Weg zum Parkplatz legten die beiden Seite an Seite eilig zurück, dabei sprachen sie kaum. Evelyn schloss den Wagen auf, Thorsten begutachtete den Innenraum.

»Schickes Cockpit und gute Raumaufteilung.«

Sie fuhren los. Thorstens kinnlange Haarsträhnen wippten zu einem Pop-Titel aus dem Radio.

Sie sah zu ihm hinüber. »Und? Wie sind so deine Erfahrungen mit Obduktionen?«

Er zog die Stirn hoch. »Meinst du, ob ich das gut ertrage?«

»Das auch«, Evelyn lächelte. »Aber vor allem möchte ich wissen, was dir alles schon so begegnet ist.«

»Ach so«, das Interesse der älteren Kollegin schien ihn zu freuen. »So zehn oder elf Mal war ich dabei. Psychisch habe ich das immer gut verkraftet. Nur bei einer Wasserleiche, die wir nach zwei Monaten in Mülheim aus der Ruhr gezogen haben, ging's mir dann doch nicht so gut.«

»War was Spannendes dabei?«

»Nein. Leider nichts wirklich Interessantes. Meistens Unfälle, einmal ein natürlicher Tod, und die Wasserleiche war ein Suizid. Wir haben dann später den Abschiedsbrief gefunden.«

»Wenn sich der Fall heute also tatsächlich als Tötungsdelikt herausstellt, wäre das für dich eine Premiere?«, fragte Evelyn.

»Kann man so sagen.«

»Statistisch betrachtet ist es durchaus wahrscheinlich, dass tatsächlich Fremdverschulden hinter der Sache steckt.«

»Genau. Weil auf jeden gesicherten Tötungsfall ungefähr einer kommt, der unentdeckt bleibt.«

Evelyn nickte. »Und bei Menschen, die lange pflegebedürftig waren, bleiben ungefähr zwei Drittel der beabsichtigten Tötungen unentdeckt. – Uups!«

Sie bremste ab. Mit dem vorderen Teil seines Laufrads stand ein Kleinkind auf der Straße, eine junge Frau zog es schreiend zurück. Beruhigend hob Evelyn die Hand und fuhr weiter.

Thorsten setzte die Diskussion unbeirrt fort. »Und trotz dieser Zahlen gibt es nicht mehr Geld für Obduktionen.«

Sie diskutierten weiter über die bundesweit etwa tausendfünfhundert unentdeckten Tötungsfälle pro Jahr. Rechtsmediziner forderten seit langem, dass Todesbescheinigungen nicht von Hausärzten ausgestellt werden sollten, weil die gegenüber den Familien der Verstorbenen oft zu befangen waren. Nur noch Fachärzte für Pathologie oder Rechtsmedizin sollten Todesbescheinigungen ausstellen dürfen. Aber dafür fehlte das Geld. Vor einigen Jahren waren in Nordrhein-Westfalen immerhin neue Totenschein-Formular eingeführt worden. Darin musste der Arzt bestätigen, dass er die Leiche vollständig entkleidet und gründlich untersucht hatte: jede Körperöffnung, jede Hautfalte. Doch viele niedergelassene Ärzte machten sich auch weiterhin nicht diese Mühe. Aus Ekel, aus Peinlichkeit, um die Gefühle der anwesenden Angehörigen nicht zu verletzen, um keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen. Die Ursachen waren vielfältig. Die Untersuchungen dazu blieben zwar nicht mehr als Stichproben, doch man konnte daraus schließen, dass die Anzahl der unerkannten Tötungsdelikte stieg. Und die Polizei konnte so gut wie nichts dagegen tun.